

Brecher, Daniel Cil: Der David – Der Westen und sein Traum von Israel. Papyrossa-Verlag: Köln 2011, 251 S.

Nach Benedict Andersons Epoche machender Studie von 1991 sind Nationen „vorgestellte politische Gemeinschaften“, das heißt durch Kommunikation und Identifikation hergestellte geistige Konstrukte. Die kollektiven Bilder über ihre Entstehung, Entwicklung und Perspektiven enthalten fast unvermeidlich Fehldeutungen, Einseitigkeiten, Mythen. Sie finden sich nicht nur in den Selbstbildern der Nationen bzw. Nationalbewegungen, sondern auch in den Vorstellungen über andere Nationen. Das gilt in besonderer Weise für die dramatische Geschichte des Zionismus, der jüdischen Nationalbewegung, und zwar nicht nur wegen des Holocaust, sondern auch wegen der religiösen Bedeutung des „Heiligen Landes“, der spezifischen Form der Staatsgründung Israels aus einem Siedlungskolonialismus und seiner konfliktreichen Geschichte.

Daniel Cil Brecher, 1951 in Tel Aviv geboren, hat in Deutschland studiert. Zwischen 1976 und 1986 war er in Israel an der Universität Haifa, in der Gedenkstätte Yad Vashem und als Direktor des Leo Baeck Instituts tätig. Schließlich kehrte er, von Israel enttäuscht, wieder nach Europa zurück; er lebt heute in den Niederlanden als Historiker und Autor. Mit dem hier zu besprechenden Buch lädt er seine Leser ein, sich mit Idealisierungen des Zionismus/Israels im Selbst- und (westlichen) Fremdbild zu beschäftigen. Das entscheidende Narrativ, das in zwei Schüben nach 1917 und nach 1945 entstand, erzähle, dass der jüdische Staat ein Wunschkind des Westens sei und dass westliche Öffentlichkeiten und Regierungen aus Sympathie für die Juden und für die Idee eines jüdischen Gemeinwesens die Entstehung Israels gefördert hätten: „Zionisten schufen und förderten den Mythos der Erwünschtheit, um den Westen zur Hilfe zu verpflichten (...) Kritiker und Gegner des Zionismus trugen zum Mythos bei, um den kolonialen Charakter der Schaffung Israels zu betonen und die Legitimität des Staates in

Frage zu stellen (S. 10).“ Diese Einladung führt der Autor in vier Fallstudien aus.

Die erste beschäftigt sich mit der Rolle Großbritanniens bei der vermeintlichen Förderung der Idee einer „Rückkehr“ des „jüdischen Volkes“ in die „alte Heimat“, und zwar von Überlegungen in philosemitischen Kreisen des Protestantismus im 19. Jahrhundert bis zur Balfour-Erklärung von 1917. Brecher dokumentiert, dass es sich bei den Annahmen über eine breite historische Kontinuität prozionistischer Strömungen, wie sie in vielen zionistischen, aber auch antizionistischen Schriften zu finden sind, um Rückprojektionen ohne ausreichende empirische Basis handelt. Wenn es überhaupt im Britannien des 19. Jahrhunderts eine Art „christlichen Frühzionismus“ gegeben hat, dann war er marginal und politisch so gut wie bedeutungslos. (Napoleons angeblicher „Frühzionismus“ im Zusammenhang mit seinem Ägypten-Feldzug war laut Brecher rein taktisch-propagandistischer Natur.)

Die berühmte Balfour-Erklärung von 1917 hatte wenig mit Sympathien der britischen Führung für einen jüdischen Staat in Palästina zu tun, sondern war das Ergebnis kurzfristiger machtpolitischer Kalküle im Ersten Weltkrieg (die Russen im Krieg halten, die USA zum Eintritt in den Krieg bewegen), bei der Stereotype über den angeblichen weltpolitischen Einfluss des Judentums eine große Rolle spielten, die Chaim Weizmann klug für sein Anliegen zu nutzen wusste – Kalküle, die sich übrigens schon bald als gegenstandslos herausstellten. Die Erklärung und das britische Mandat, in das die Zionisten eher zufällig hineingerieten, kam durch imperiale Doppelmoral gegenüber den Arabern und durch gewieftes Taktieren in der imperialistischen Konkurrenz mit Frankreich um den Nahen Osten zustande, bei der der antiimperialistischen Rhetorik der USA Rechnung zu tragen war: „Die britische Regierung hatte sich der Zionisten bedient, um Palästina für sich zu gewinnen, weil die Positionen Frankreichs und der USA (...)“

in Sachen Palästina und des Erwerbs von Territorien im Krieg ihr praktisch keine andere Wahl ließen (S. 78).“

Ein ganz anders gelagerter Fall sind die USA. Hier ist die Konstruktion von Gemeinsamkeiten, die auch aktuell in Politik und Gesellschaft intensiv beschworen werden, einfacher, weil sie an Ähnlichkeiten in prägenden historischen Erfahrungen anknüpfen kann. Im 19. Jahrhundert gab es auch im amerikanischen Christentum die typischen antijudaistischen Positionen, aber gegen Ende auch schon einen bedeutenden philosemitischen Jesus-Roman von Lew Wallace, der in Massenaufgaben Verbreitung fand und überhaupt erst einen großen Teil der literaturfeindlichen Protestanten zu Lesern machte. Hinzu kamen nach dem Ersten Weltkrieg Sympathien in Öffentlichkeit und Kongress für die zionistischen Einwanderer und Pioniere, die den „rückständigen“ Arabern bzw. Muslimen die westliche Zivilisation bringen bzw. diese vor ihnen schützen oder auch das „Heilige Land“ wieder für sie in Besitz nehmen sollten. Die Denkfiguren eines „altruistischen Imperialismus“ waren bis weit in das 20. Jahrhundert im Westen insgesamt verbreitet; in den USA konnten sie mit der eigenen (christlichen) Pioniergeschichte verbunden, konnten die (palästinensischen) Araber mit den Indianern analogisiert werden.

Trotz dieser prozionistischen Sympathien und trotz der Sympathieerklärung des US Congress für die Balfour-Declaration 1922 blieben die USA im Nahen Osten jedoch bis zum Zweiten Weltkrieg neutral und zurückhaltend. Dass der amerikanische Präsident Woodrow Wilson mit seiner generellen Zustimmung zur Balfour-Erklärung 1917 den Ausschlag für die Auseinandersetzungen im britischen Kabinett gegeben habe, erscheint Brecher zweifelhaft. Damit widerspricht er wieder sowohl prozionistischen als auch zionismuskritischen Autoren, die hier eine wichtige Kontinuitätslinie in der amerikanischen Orientpolitik sehen wollen. Auch in der Phase der Staatsgründung Israels ist die Politik der USA differenzierter als vielfach angenommen. Die Haltung der

amerikanischen Regierung gegenüber einem zu gründenden jüdischen Staat war ambivalent.

Gewiss hat Präsident Truman auch Rücksicht auf zionistische und prozionistische Strömungen und Wähler nehmen wollen, aber praktische (wohin mit den Holocaust-Überlebenden in den amerikanischen Lagern für die Displaced Persons?) und machtpolitische Überlegungen (Sorge vor sowjetischem Einfluss in Palästina über Israel!) waren mindestens ebenso wichtig. Insgesamt waren der Einsatz der Sowjetunion für einen jüdischen Staat, die sich davon (allerdings nur kurzfristig) Unterstützung gegen den britischen Imperialismus erhoffte, und die Sorgen der USA vor dem heraufziehenden Kalten Krieg sehr viel wichtiger für die äußere Absicherung der Gründung Israels als die damals ohnehin noch schwache pro-zionistische Lobby in den USA. Die enge Verbindung der Vereinigten Staaten mit Israel entsteht erst allmählich seit den 1960er Jahren.

Wieder anders ist die Situation in Deutschland, wobei Brecher hier nur auf die Nachkriegszeit eingeht unter der Fragestellung, wie die Bundesrepublik über Juden und Israel „zu sprechen lernte“. In den 50er Jahren findet sich beides: alte antisemitische Ressentiments, die bei von außen und innen gesetzten Zwängen unter wie immer unzulänglichen Formen der „Wiedergutmachung“ (z.B. das Entschädigungsgesetz von 1953, das keine eigene Kanzlermehrheit bekam) notdürftig verborgen wurden auf der einen und ein abstrakter Philosemitismus, der Judenfreundschaft unpersönlich ritualisierte, auf der anderen Seite; später dann auch Idealisierungen eines nur von außen wahrgenommenen oder auch buchstäblich erfahrenen Israel, in dem man viele geschätzte deutsche Tugenden („die Preußen des Orients“) entdeckte, häufig kombiniert mit Abwertungen der Araber, bis hin zur staunenden Bewunderung über die militärischen Fähigkeiten der „neuen Juden“ im Sechs-Tage-Krieg 1967. Aufgrund der mit der Eigenstaatlichkeit offenbar verbundenen Transformationen der „alten Juden“ erschienen so manchem

Deutschen auch seine ursprünglichen antisemitischen Vorurteile nicht mehr zeitgemäß.

Das nicht nur in der offiziellen Politik, sondern auch in der Öffentlichkeit jetzt weit überwiegend positive Israel-Bild differenzierte sich jedoch gegen Ende der sechziger Jahre aus, seit den achtziger Jahren fallen der offizielle und der öffentliche Diskurs über den Nahen Osten endgültig auseinander. Das offizielle Israel-Bild ist von teilweise echter, teilweise ritualisierter Solidarität geprägt, die öffentliche Meinung weitaus vielfältiger. Sie reicht von einer hochgradig ideologisierten Hyperidealisierung Israels durch die „Anti-Deutschen“, zu denen sich Brecher etwas ausführlicher äußert, über eine breite, vielfach auch undifferenziert kritischere Mitte mit zum Teil hohen Zustimmungswerten zu Aussagen, die das israelische Verhalten im Nahost-Konflikt teilweise mit dem der Nazis gegenüber den Juden vergleichen, bis zu kleineren Gruppen mit antizionistischen oder sogar antiisraelischen Positionen. Neuere Entwicklungen kommen bei Brecher zu kurz, ganz fehlen die Verirrungen der radikalen Linken, insbesondere der RAF, in den späten sechziger und den siebziger Jahren, die sich teilweise zu den neuen verfolgten Juden erklärte, gleichzeitig aber mit dem Terrorismus der PLO gegen Israel solidarisierte und sich dabei gelegentlich nicht nur antiisraelisch, sondern sogar antisemitisch artikulierte.

Das deutsche Verhältnis zu Israel steht im Schatten der ungeheuren Massenverbrechen des Holocaust. Neben fatalen Irrtümern in der Verarbeitung der deutschen „Vergangenheit“ stehen die harmloseren, aber auch nicht unproblematischen Entlastungsversuche durch Idealisierung oder Abwertung Israels. Unabhängig von diesen problematischen Reaktionen stellt sich jedoch auch die Frage, ob sich die aus der deutschen Geschichte folgenden besonderen Verpflichtungen immer spannungsfrei umsetzen lassen, etwa wenn die Solidarität mit Israel u.U. zu Lasten der Menschenrechte Dritter ginge. Konflikte über die Parteinahme

zugunsten Israels oder der Palästinenser, so wie sie Brecher bei in Israel in den sechziger oder siebziger Jahren engagierten deutschen Mitarbeitern der Aktion Sühnezeichen beschreibt, sind nicht ungewöhnlich.

In Kapitel IV führt Brecher seine Überlegungen in der Auseinandersetzung um den David-Mythos zusammen. Dieser Mythos steht gleichsam archetypisch für das israelische Selbstverständnis: ein kleiner tapferer Mensch/Staat verteidigt sich gegen einen großen, aggressiven (oder gar mehrere). Auch hier verbindet sich das Selbstbild mit dem idealisierten Fremdbild im Westen, der Sechs-Tage-Krieg von 1967 zeigt das sehr deutlich. In den USA gewann Israel durch seinen schnellen und überlegenen Sieg großen Respekt und zunehmende politische Bedeutung im Kontext der eigenen „Schwierigkeiten“ in Vietnam. In Deutschland gab es selbst von der seriösen liberalen Presse begeisterte Zustimmung, konnte in einem Anflug von philosemitischem Militarismus noch einmal ein Teil der eigenen fragwürdigen Vergangenheit untauglich „bewältigt“ werden. Einer der wenigen, die sich damals Sorgen über die möglichen Folgen des David-Mythos machten, war Rudolf Augstein, der vor Gebietsannexionen warnte und mahnte, die Rechte der Araber ernst zu nehmen.

Der historische David war ein Eroberer, keineswegs (nur) ein Verteidiger. Gleichwohl wurde er als mythische Figur auch in den christlichen Kulturen des Westens, in Byzanz und den orthodoxen Kirchen des Ostens zum „allgegenwärtigen Legitimator weltlicher und kirchlicher Herrschaft“, wurde der biblische Gründungsmythos der jüdischen Nation zum „Paradigma für revolutionäre Nationsbildung und Landnahme“ (S. 215): in Nordamerika, in Südafrika, ja sogar in Liberia. Schon in den italienischen Stadtstaaten war der David-Mythos eine zentrale Legitimationsfigur für den „gerechten Krieg“, wurde die biblische Königsgestalt der Juden von bedeutenden Malern und Bildhauern versinnbildlicht und vergegenständlicht, bis hin zu Michelangelos berühmter

monumentaler, mehr als fünf Meter hohen Plastik. David verkörperte auch ein männliches Schönheitsideal, das bis hinein in den Zionismus wirkte, als Gegenbild zum „effeminierten“ Judentum des Exils.

An diesen historischen Überblick schließt Brecher Überlegungen über seine neue Heimat an. So zeigt er am Beispiel von Ajax Amsterdam, wie sich ein Fußballverein ohne reale empirische Grundlage eine jüdische Identität gleichsam „von der Stange“ (S. 239) gab, nicht zuletzt mit Hilfe des David-Mythos: Im Laufe der Jahre wurde der Davidstern zu einem Erkennungssymbol der Ajax-Anhänger und des Klubs selbst, und in der Rivalität mit Feyenoord Rotterdam konnte der blutige Ernst des Zweiten Weltkrieges gleichsam spielerisch und ohne Blutvergießen nachbewältigt werden, wobei Rotterdam für „die Nazis“ stand.

En passant erwähnt Brecher, dass das holländische Bild einer kleinen, tapferen Nation, die die Juden weitgehend vor dem Zugriff der deutschen Besatzer geschützt habe, zu Beginn des 21. Jahrhunderts endgültig als Mythos entlarvt wurde. Im Gegensatz zu Frankreich, das sogar mit Deutschland verbündet war, endete die große Mehrheit der holländischen Juden in den Gaskammern der Nazis, vielfach unter „tatkräftiger“ Mithilfe bei den Deportationen seitens der niederländischen Behörden und mit den Nazis sympathisierender Zivilisten: „Insgesamt hatten nur 13 Prozent überlebt, die niedrigste Überlebensquote in allen von der Vernichtungsmaschinerie heimgesuchten Gebieten Europas (S. 236).“

Brecher schließt mit quasi-medizinischen Ausführungen, die noch einmal von anderer Seite den David-Mythos in Frage stellen. So wird von Neurologen darüber spekuliert, dass Goliath möglicherweise unter einer Krankheit litt, die auch als „Gigantismus“ bezeichnet wird; eine Krankheit, die die Beweglichkeit und vor allem das Gesichtsfeld

erheblich beeinträchtigen und zu einer besonderen Verwundbarkeit der Stirnhöhle führen soll.

Daniel Cil Brecher hat einen sehr originellen, spannenden und vielseitigen Beitrag zur konstruktivistischen Kritik des Nationalismus, keineswegs nur des Zionismus geliefert, dabei zugleich Zionismus-Kritiker, die auf mythologisierende Selbstdarstellungen hereinfließen, mit aufs Korn genommen. Die Geschichte der Nationen ist weit weniger romantisch oder idyllisch, als sie von Nationalisten aller Couleur gesehen wird. Wie heißt es schon bei Ernest Renan in seiner berühmten Rede über „Was ist eine Nation?“ von 1882: „Das Vergessen – ich möchte fast sagen: der historische Irrtum – spielt bei der Erschaffung einer Nation eine wesentliche Rolle, und daher ist der Fortschritt der historischen Studien oft eine Gefahr für die Nation. Die historische Forschung zieht in der Tat die gewaltsamen Vorgänge ans Licht, die sich am Ursprung aller politischen Gebilde, selbst jener mit den wohlthätigsten Folgen, ereignet haben“ (www.dir-info.de/dokumente/def_nation_renan.html). Im Falle Israels, so Brecher, das seine nationale Legitimation zu großen Teilen aus dem Menschheitsverbrechen des Holocaust und aus dem David-Mythos bezieht, betrifft dieses Vergessen die siedlungskolonialistischen Ursprünge und ihre anhaltende Gegenwart.

Prof.Dr. Gert Krell, 10.03.2012